

Einer trage des andern Last

Entwicklungszusammenarbeit wird oft mit Solidarität begründet. Was an anderen Orten auf der Welt passiert, Armut und Hunger, Umweltprobleme und die Zerstörung natürlicher Ökosysteme berührt mich und weckt mein Mitgefühl. In der Praxis der Entwicklungszusammenarbeit geht es heute vor allem darum Probleme zu lösen. Doch Solidarität und Problemlösung ist nicht das Gleiche.

Tatsächlich rührt der Anspruch Lösungen zu bringen vor allem daher, Spendern und Steuerzahlern den Beweis dafür zu erbringen, dass ihr Geld gut eingesetzt wird. Für die Betroffenen kommt das schnell so an, dass es gar nicht um sie geht, sondern darum einen lästigen Zustand möglichst bald wieder loszuwerden. Lösungen bringen schafft eine einseitige Beziehung, in der die eine Seite es besser weiß als die andere. Mit Solidarität hat das wenig zu tun. Sie lässt sich auf die Situation ein und trägt mit, ohne gleich eine Veränderung zu erwarten. Das schließt nicht aus, dass beide gemeinsam im Laufe der Zeit vielleicht doch eine gute Idee haben, wie es anders werden kann. Das ist dann aber eben die Frucht dessen, was beide zusammen erlebt haben, und nicht das Ergebnis einseitiger Hilfe.

Wenn ich solidarisch bin, dann mache ich das Problem zu meinem eigenen. Anstatt zu erwarten, dass andere etwas anders machen, fange ich an zu fragen, welchen Anteil ich selbst an dem Problem habe und was ich bei mir selbst ändern kann. So stelle ich zum Beispiel fest, dass viele Produkte, die ich einkaufe, für mich nur deshalb so billig sind, weil anderswo niedrigere Löhne gezahlt werden als in Deutschland, die nicht ausreichen, um eine Familie zu ernähren. Das gilt für Kleidung ebenso, wie für tropische Produkte, wie zum Beispiel Kaffee oder Kakao. Hier habe ich die Möglichkeit, fair gehandelte Produkte zu kaufen und dadurch mit dafür zu sorgen, dass anderswo bessere Löhne gezahlt werden und die Umwelt nicht zerstört wird.

Solidarität eröffnet auch die Möglichkeit, dass ich selbst Dinge lerne, von denen ich vorher nichts gewusst habe. So gibt es zum Beispiel, in vielen Städten und Dörfern in Lateinamerika gute Erfahrungen mit sogenannten Bürgerhaushalten, das heißt, dass die Bewohner in direkter Demokratie daran mitwirken, wie die Mittel der Gemeinde eingesetzt werden. Das kann auch in Deutschland eine gute Sache sein, wenn wir offen sind, von anderen zu lernen. Leider besteht diese Offenheit oft nicht. Dass Deutschland, wie im Fall der Covid-Pandemie oder bei der Flutkatastrophe im Ahrtal immer häufiger selbst von Problemen eingeholt wird, die anderswo schon viel länger bestehen, erschreckt uns und schnell wird der Ruf laut, dass es Zeit ist, jetzt wieder an uns zu denken. Solidarität würde es ermöglichen von anderen zu lernen, die mehr Erfahrung mit solchen Krisen haben und die eigene Verstrickung in bestehendes Unrecht zu erkennen.

Paulus schreibt: „Einer trage des andern Last“ (Galater 6,2) und nicht einer löse des anderen Problem. Daran will ich mich erinnern, wenn von Solidarität die Rede ist. Ich will mich einlassen und mittragen, will nicht zu meiner Schwester und meinem Bruder gehen, um ihr und ihm den Splitter aus dem Auge zu ziehen, während ich den Balken in meinem Auge übersehe. Im Jahr 2017 haben wir uns unter dem Motto „Gießen local-global“ zu einem internationalen Austausch mit Gästen aus Indien, Mexiko und Uganda getroffen. Am Ende der Begegnung haben wir formuliert: „Die Herausforderung heute ist weniger Wissen zu vermitteln als Wissen zu teilen. Um das zu erreichen, müssen wir die Frage hinter uns lassen, wer es besser kann, wer weiter entwickelt ist. Alle Erfahrungen sind gut und wertvoll. ... Wenn ich mit anderen teile und mich austausche, besonders von Land zu Land, Kontinent zu Kontinent, sehe ich ein Spiegelbild von mir selbst und lerne neue Dinge über mich. Wir lernen immer durch andere. Wenn ich feststecke, führt der andere mich heraus.“

Dr. Ulrich Müller